

Wilhelm Bolin
Ueber Ludwig Feuerbach's Briefwechsel und Nachlass.

Ursprünglich für die „**Deutsche Rundschau**“ verfasst

von

WILHELM BOLIN.

Zur Vertheilung an die Freunde des Verstorbenen als
Privatmittheilung des Verfassers gedruckt.

UEBER
LUDWIG FEUERBACH'S
BRIEFWECHSEL UND NACHLASS.

Ursprünglich für die „Deutsche Rundschau“ verfasst

von

WILHELM BOLIN.

Zur Vertheilung an die Freunde des Verstorbenen als
Privatmittheilung des Verfassers gedruckt.

[3:] Am 24. November **1874** wurde mir von Herrn Dr. Julius Rodenberg in Berlin der Auftrag, für die von ihm kurz zuvor gegründete „*Deutsche Rundschau*“, eine Besprechung des eben dann im Erscheinen begriffenen „*Briefwechsel u. Nachlass Ludwig Feuerbach's*“, herausgegeben von *Karl Grün*“ zu liefern. Von einem ihrer Gönner hatte die genannte Zeitschrift einen bisher ungedruckten Brief Feuerbach's zur ersten Veröffentlichung erhalten. Dieses Schriftstück, welches das Datum Berlin den 29. Januar 1825 trägt, ist eine an den Kirchenrath Daub gerichtete Erklärung, worin der damals eben mündig gewordene junge Mann sich von der Theologie lossagt, mit dem Entschluss, seine Geisteskraft hinfort auf dem Felde der Philosophie nutzbar zu machen. Meine Arbeit hatte ebenfalls diese Reliquie passend einzuführen, sei es, dass ich, auf Grund des Grün'schen Quellenwerkes, eine neue Charakteristik Feuerbach's verfasste, oder aber ein Gutachten über besagtes Buch abgab, dem das Schreiben an Daub sich ergänzend anschliesse. Da meinem Aufsatz nur 24 Seiten der Zeitschrift verfügbar gemacht werden konnten, 4 davon aber allein auf den fraglichen Brief kamen, fand ich es gerathener die mir übrigen 20 Seiten durchaus im Interesse des Grün'schen Quellenwerkes zu verwerthen. So verzichtete [4:] ich denn auf die Lockung, die Bedeutung Feuerbach's zu charakterisiren, und beschloss das auf ihn bezügliche Quellenwerk kritisch zu beleuchten. Es war eine gar mühsame Arbeit, deren Werth aber für mich darin bestand, dass sie zur Bekanntschaft mit dem Grün'schen Buche unmittelbar aufforderte, während eine auf dieses sich stützende Charakteristik für viele Leser den eben erschienenen Briefwechsel und Nachlass selbst leicht entbehrlich gemacht haben würde.

So ging ich denn ans Werk. Von allerhand dienstlichen und sonstigen Obliegenheiten reichlich in meiner Zeit beschränkt, dazu noch mit einem hartnäckigen Unwohlsein kämpfend, bemühte ich mich, dem Wunsche der betreffenden Redaction gemäss, meine Arbeit „in nicht allzuferner Frist“ zu erledigen. Am **10. März 1875** gelangte dieselbe zum Abschluss und wurde sofort an ihren Bestimmungsort befördert, von wo aus mir unter d. 23. d. gl. Mts. nachstehende Empfangsanzeige wurde:

„Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre schöne Arbeit, welche ich mit lebhaftem Interesse gelesen habe. Mit grosser Genugthuung habe ich, bei aller Strenge und Entschiedenheit Ihres Urtheils, doch auch den gemässigten Ton bewundert, in welchem Sie dasselbe aussprechen, sowie die Sicherheit, mit welcher Sie dasselbe begründen. Ich hoffe, dass Ihr Aufsatz viel dazu beitragen wird, die Aufmerksamkeit auf den vereinsamten Denker zu lenken; mehr vielleicht, als Grün's Buch selbst, welches ziemlich klanglos vorübergegangen, vielleicht deshalb, weil es nicht befriedigte und Wenige vorhanden waren, welche – gleich Ihnen – mit der nothwendigen Kenntniss ausgerüstet waren um [5:] den Grund davon nachzuweisen. So bald indessen, als Sie zu wünschen vielleicht ein Recht haben, werde ich den Aufsatz wol nicht veröffentlichen können, da das zu benutzende Material sich inzwischen ausserordentlich aufgehäuft hat. Doch dürfen Sie sich darauf verlassen, dass er in der gehörigen Reihe mit fortschreiten und manche andere, der Zeit nach frühere, noch überholen wird. Angekündigt werden Sie Ihren Beitrag in unserer nächsten Liste finden.

Von der mir freundlichst ertheilten Erlaubniss der ‚Retouche‘ bin ich kaum an einer oder zwei Stellen Gebrauch zu machen in der Lage gewesen; der Platz, welchen Sie unserer Feuerbach-Reliquie angewiesen, scheint mir der durchaus passende zu sein.

Somit wiederhole ich meinen Dank und schliesse für diesmal mit der Hoffnung, dass die unter so günstigen Auspicien angeknüpfte literarische Verbindung mit Ihnen auch fernerhin, bei sich ergebender Gelegenheit, der D. R. zu Gute kommen möge.

In aufrichtiger Hochachtung ergebenst Ihr *Julius Rodenberg*.“

Die nun vorliegende Veröffentlichung meiner für die Rundschau gelieferten Arbeit ergab sich aber auf Grund folgender Begebnisse, mit denen meine „unter so günstigen Auspicien angeknüpfte Verbindung“ mit der D. R. ihren völligen Abschluss erhielt.

Im Juni des nämlichen Jahres 1875 verweilte ich eine kurze Zeit in Berlin und suchte Herrn Dr. Rodenberg auf, um zu erfahren, wie bald meine Arbeit zur [6:] Veröffentlichung gelangen würde. Nach hinlänglichen Entschuldigungen über die bereits stattgehabte Verzögerung, worauf ich jedoch nach der betreffenden Bemerkung im obigen Briefe durchaus gefasst gewesen, gab man mir die Zusage, dass mein Aufsatz „spätestens bis etwa zum Decemberheft des nämlichen Jahres“ aufgespart bleiben müsste. Geduldig warte ich das Halbjahr ab, ohne meine Leistung gedruckt zu erblicken. Im Frühling des Jahres 1876 erlaubte ich mir, meine Angelegenheit bei der löblichen Redaction in Erinnerung zu bringen. Daraufhin erhielt ich, unter dem 24. März, also nachdem mein „in nicht gar zu ferner Frist“ verlangter und eingelieferter Aufsatz bereits über ein Jahr bei Herrn Dr. Rodenberg gelagert hatte, die tröstliche Versicherung, ich könne mich „**fest darauf verlassen, dass**“ meine Arbeit „**im Laufe des Sommers erscheinen wird.**“

Wiederum etwa 3 Monate später kam ich nach Berlin, wo mir Herr Dr. Rodenberg obige Versicherung bereitwilligst erneuerte. Aber Sommer und Herbst verstrichen, ohne dass meine Arbeit in der Rundschau zum Vorschein kam. Als endlich **neun** Hefte der Monatsschrift veröffentlicht worden, ohne dass man das mir wiederholt gegebene Versprechen gelöst, obwohl ich gelegentliche Erinnerungen meinerseits indessen nicht verabsäumte, richtete ich an Herrn Dr. Rodenberg am 16. März 1877 ein Schreiben, das ich anbei wörtlich wiedergebe.

„Es sind jetzt **genau 2 Jahre**, seit Sie mein Manuscript zu Händen bekommen. Ich habe nicht nöthig, Sie an die vielen Versprechungen zu erinnern, die [7:] mir Ihrerseits hinsichtlich der Veröffentlichungstermine eben so oft gegeben wie gebrochen worden. Eben so wenig will ich einen Ausdruck für die Art dieser mir widerfahrenen Behandlung suchen, obschon ich nicht verhehlen will, dass die meinerseits geübte Geduld mit der Voraussetzung zusammenhing, ich hätte es mit einem **Gentleman** zu thun gehabt.

„Da ich es an billiger Rücksicht und Ausdauer meinerseits nicht habe fehlen lassen, finde ich mich berechtigt, hiermit zu erklären, dass ich mich aller eingegangenen Verpflichtungen Ihnen gegenüber für entbunden halte, falls das künftig auskommende Heft meinen Aufsatz nicht bringt oder wenigstens die ausdrückliche und nun nicht mehr bloß in den Wind geäußerte Anzeige, derselbe werde im Maihefte zur Veröffentlichung gelangen. Finde ich meine Arbeit nicht wenigstens im Maihefte, so muss ich annehmen, dass dieselbe bei Ihnen verloren gegangen, und Sie werden es mir nicht missdeuten dürfen, dass ich eine andere Verwendung dafür zu finden wissen werde. Sie werden Sich auch erinnern, dass ich im Besitz eines Abdrucks des Schreibens Feuerbachs bin, welches meinem Aufsatz zu Grunde liegt. Ich kann Ihnen die Beruhigung geben, dass in diesem Punkt von mir aus keine Indiscretion oder sonstige Ungehörigkeit begangen werden wird, obwohl Sie begreiflich finden werden, dass ich, nöthigenfalls, von dem Schriftstück denjenigen Gebrauch machen werde, der mir gesetzlich zustehen kann.“

Ende März wurde mir von Herrn Dr. Rodenberg der lakonische Bescheid:

„Das MS. ist, wie Sie sehen, nicht verloren; aber [8:] Ton und Haltung Ihres Schreibens veranlassen mich, es Ihnen anbei zurückzuschicken.“

Da meine Arbeit durchaus darauf berechnet war, „in nicht gar zu ferner Frist“ nicht nur geliefert, sondern auch veröffentlicht zu werden, sind derselben durch die Quarantäne im Bureau der D. R. alle Aussichten benommen, in einer andern Zeitschrift jetzt noch zur Verwendung zu kommen, wenn ich nicht eine völlige Umarbeitung des Artikels vornehme. Dazu fehlt mir gegenwärtig die

nöthige Zeit und einstweilen auch – ehrlich gestanden – die Lust. Denn während den zwei Jahren, wo mein Manuscript bei Herrn Dr. Rodenberg internirt gewesen, ist sowohl die Grün'sche Arbeit hinlänglich in der Presse besprochen worden, als auch eine wichtige Ergänzung zu derselben in dem von Aug. Kapp kürzlich herausgegebenen *Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp, 1833-1848* (Leipzig O. Wigand, 1876) erschienen. Dieses Alles hätte eine neue Besprechung des Briefwechsels und Nachlasses Feuerbachs zu berücksichtigen. Nach den mit der Rundschau gehabten Erlebnissen ist mir jedoch eine solche Arbeit bis auf Weiteres gründlich verleidet.

Um mich vor all' den Freunden des Verstorbenen, die zu den meinigen zu zählen ich auch mehrfach das Glück habe, hinsichtlich der Angelegenheit mit der Rundschau zu rechtfertigen, entschloss ich mich, den nun eingeschlagenen Weg zu wählen, da ihnen das Vorhandensein meiner Arbeit bekannt war, deren anhaltende Verzögerung seitens d. D. R. auf die Dauer jedoch immer räthselhafter werden musste. Ich bin es um so mehr zufrieden, das von mir angenommene Verfahren befolgt [9:] zu haben, als ich der festen Ueberzeugung bin, das bisherige Verschieben der Veröffentlichung meines Aufsatzes in der Rundschau würde sich noch reichlich weit hinausgeschleppt und dieser mithin durch zunehmendes Veralten noch mehr an Interesse eingebüsst haben, als er es ohnehin schon gethan.

Ich versende meinen Aufsatz, wie es auch auf dem Titelblatt angedeutet, als eine private Mittheilung an die Freunde unseres unvergesslichen Freundes. Gewinnt meine Arbeit ihre Theilnahme, und mein nun befolgtes Verfahren ihre Billigung, so bin ich reichlich dafür entschädigt, „dass die unter so günstigen Auspicien angeknüpfte Verbindung“ mit der von Herrn Dr. Rodenberg herausgegebenen Monatsschrift einen minder erfreulichen Ausgang gehabt. Helsingfors, Ostern 1877.

WILHELM BOLIN.

[10:]

Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlass.

Zwei Bände, Leipzig 1874, herausgegeben von Karl Grün.

Bd. 1. L. Feuerbachs philosophische Charakterentwicklung. Sein Briefwechsel und Nachlass 1820-1850. Mit dem Bildniss Feuerbachs.

Bd. 2. L. Feuerbachs Briefwechsel und Nachlass 1850-1872.

* * *

Der Weltruf, den Ludwig Feuerbach im Gebiete der deutschen Geistesarbeit erworben, entstammt dem Aufschwung, der in der Bewegung von Achtundvierzig gipfelte. Wie diese alsbald, zumal aber in Deutschland, nur Rauch und Schall wurde, schien auch seine Bedeutung auf dem bloßen Besitz eines berühmten Namens beschränkt bleiben zu sollen. Es erging ihm dabei ähnlich wie den vornehmsten derer, die aufopfernd und wohlmeinend an den damaligen Ereignissen sich betheiligten. Wo nicht schlimmeres Loos sie betraf, gingen sie in freiwillige oder aufgenöthigte Verbannung. Für ihn, dessen Thaten nur im Bereich des Denkens beharrt, erhielt dies nämliche Geschick die seinem Wirken entsprechende Form. Er verfiel einer Vergessenheit, der er erst entrückt wurde, als sich die Folgen derselben an den bitteren Sorgen kenntlich machten, womit sein auch von körperlichen Leiden gebeugtes Alter heimge-[11:]sucht worden. Wie anerkennenswerthe Theilnahme ihm alsdann auch von Landsleuten oder sonstigerseits bewiesen worden, ward dadurch jene geistige Verbannung doch nicht von ihm genommen, sondern gleichsam nur die durch Ungunst der Verhältnisse über ihn verhängte Verschärfung derselben. Für ihn soll die Stunde, welche mit den segensvollen Wandlungen der letzten Jahre die vielen landsflüchtigen Förderer der achtundvierziger Bewegung in die geliebte Heimat zurückrief, erst noch schlagen, und das wird sie, sobald er allgemein und ungetheilt die Verehrung findet, die ihm schon jetzt, wenn auch unberechenbar und für den oberflächlichen Blick unmerklich, von vereinzeltten Herzen mit unerschütterlicher Überzeugung gezollt wird.

An Besprechungen, welche ihm anlässlich seiner Leiden und seines bald darauf erfolgten Todes in der periodischen Presse gewidmet waren, hat man es nicht fehlen lassen. Damit ist aber kaum mehr als ein bloßes Bescheidwissen um ihn gefördert. Die Zahl solcher Erörterungen sei durch die vorliegenden Blätter nicht gemehrt. Seine Grösse wahrhaft zu würdigen vermag man nur durch die von ihm selbst ausgehende Belehrung, wie sie für alle Zeiten in seinen Werken niedergelegt ist. In ihrer Gesammtheit gehören sie allerdings einem bemessenen Leserkreise. Das rein Fachwissenschaftliche darin, das theils gelegentlicher Art oder auf Specialfragen bezüglich, theils mehr andeutend als erschöpfend gehalten oder auch unabgeschlossen geblieben, bildet aber gleichsam nur die Wurzelverästung seiner Thätigkeit, deren Stamm und Krone hingegen dem ausgedehntesten Verständniss zugänglich und bestimmt sind. [12:] Das Hervorragendste seiner Leistungen hat unstreitig Recht auf die weiteste Beachtung, welche in jüngster Gegenwart verfasste Schriften von thatsächlich verwandter Beschaffenheit finden. Deren vielfach erneuten Auflagen deuten darauf hin, wiesehr die an der geistigen Entwicklung lebendig betheiligten Gemüther von den Vorurtheilen abgelenkt worden, in deren Bekämpfung Ludwig Feuerbach seinen Beruf gehabt. Unter den bildungsempfänglichen Zeitgenossen reift so das Bedürfniss nach unmittelbarem Verkehr mit seinen bisher wenig ergründeten und ausgebeuteten Schriften nothwendig heran.

Der reiche Schatz seiner Werke hat kürzlich einen überaus werthvollen Zuwachs in dem seit Ende vorigen Jahres veröffentlichten Briefwechsel und handschriftlichen Nachlass des Hingeschiedenen erhalten. Mit Ungeduld von den Kennern und Freunden seiner Schriften erwartet, hat diese Sammlung

durch die Schleunigkeit, womit sie ihnen zugänglich gemacht worden, dieselben zu erkenntlichem Dank gegen den Herausgeber verpflichtet. Schon allein das Ordnen des reichhaltigen Materials erforderte einen beträchtlichen Zeitaufwand, und da er selbiges ausserdem auch stellenweise zu vervollständigen hatte und dem Ganzen noch eine einleitende Abhandlung vorausschicken wollte, wird man offenbar zugestehen müssen, dass er die Erledigung seines ehrenvollen Auftrages in thunlichst kürzester Frist betrieb.

Solches als ein hauptsächliches Erforderniss seiner Aufgabe gefasst zu haben, ist ein nicht hoch genug ihm anzurechnendes Verdienst. Allerdings war es dem Herausgeber zunächst geboten, die durch Tagesblätter und [13:] Zeitschriften wieder allgemeiner auf Feuerbach gerichtete Aufmerksamkeit in deren für seine Arbeit selbstverständlichen Vortheilen zu berücksichtigen. Eben so wichtig war aber auch das Meiden jeder unnöthigen Zögerung, weil das seiner Fürsorge anvertraute Unternehmen besonders geeignet ist, eine richtige Schätzung des grossen Mannes anzubahnen, indem dasselbe, besser als alle Erörterungen über ihn, dazu beitragen wird, durch Werbung zahlreicher Verehrer ihn um so eher der Verborgenheit zu entziehen, die ihn immer noch umhüllt.

Sinnvoll war es, die beiden hübsch ausgestatteten Bände mit dem Bildniss des Verewigten zu zieren. Für die durch sie zugängliche Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, ist die den Augen gebotene Freude nicht gleichgültig. Besonders vortheilhaft ist es aber, die theuren Züge so treu und wohl gelungen wiedergegeben zu finden, wie sie keinem andern bisher von ihm veröffentlichten Bilde zu bringen geglückt waren. Von den abscheulichen Holzschnitten ganz abgesehen, welche zu verschiedenen Zeiten die meiste Verbreitung erlangt, sind auch die bekannten Bilder von L. Fries und K. Rahl, obschon nicht ohne künstlerischen Werth, hinsichtlich der Ähnlichkeit als gänzlich verfehlt zu bezeichnen.

Ihm selbst recht bald näher zu kommen, wird man wohl zunächst den Briefwechsel vorzunehmen eilen. Feuerbachs in fast ununterbrochener Zurückgezogenheit verbrachtes Leben, von spannenden und ergreifenden Vorfällen durchaus unberührt, bietet dem Leser kaum mehr, als den Verlauf einer normalen Entfaltung von [14:] der Jünglingszeit bis zum Antritt des Greisenalters. Mit dem Wechsel von Hoffnung und Täuschung, von Erwartung und Erfüllung, von Glück und Trübsal würde es Einen wie die alltäglichste Individualexistenz anmuthen, wenn nicht das dieselbe erfüllende Streben ein so sehr über die blose Einzelheit und deren beschränkte Interessen gehobenes wäre. Schon frühe zeigt sich, mit der wunderbaren stylistischen Begabung, ein ganz eigenartiges Wesen, welches in einem eben so eigenartigen Wirken seine Befriedigung finden sollte. Der nämliche Hang für stille Beschaulichkeit, das offene Herz für menschliches Leben und Leiden, die regsame Empfänglichkeit für Natur, der stets wachsame, oft reizbare Wahrheitssinn, gepaart mit jener stetig zunehmenden Selbständigkeit im Thun und Denken, die nur von seiner eben so aufrichtigen wie rührenden Bescheidenheit und Prunklosigkeit der Gesinnung und des äussern Gebahrens übertroffen wurde, – dies Alles ist schon beim fleissigen Studenten und eben so beim jungen Universitätsdocenten auf seiner kurzen akademischen Laufbahn kenntlich. Es verleugnet sich nicht beim geachteten, bewunderten, gefürchteten Schriftsteller und Forscher, um noch, als seine gewaltige Thätigkeit schon ihren vornehmsten Abschluss erreicht und ein in Vergessenheit und Entbehrung verbrachtes Alter sein bitteres Loos wurde, ihm jene erhabene Resignation zu verleihen, die an der redlich erworbenen Überzeugung nicht irre werden lässt. Er blieb sich selbst treu, wie der Wahrheit, die er suchte und ohne Rückhalt verkündete. So findet man ihn als glaubensinnigen Theologen, so als den von dieser sich lossagenden Jünger der spekula-[15:]tiven Philosophie, und genau so auf jenem Pfade der Erkenntniss, den er selbst entdeckt und auf welchem ihm bisher nur wenige gefolgt sind.

Die Briefe, vom Herausgeber auf fünf Gruppen, den Hauptepochen in Feuerbachs Leben entsprechend, vertheilt, reichen bis in die Gymnasialzeit zurück und erstrecken sich bis gegen ein Jahr vor seinem Tode. Jede Periode wird mit einer biographischen Skizze eröffnet, welche über die im brieflichen Verkehr berührten wesentlicheren Vorkommnisse orientiren soll. Der Hauptsache nach dürften diese knapp gehaltenen Mittheilungen genügen. Nach stattgehabter Kenntnissnahme der Briefe möchte man vielleicht gegen den der letzten Periode vorhergehenden Lebensabriss einwenden wollen, dass die Darstellung des Herausgebers hier zu einseitig bei den Leiden verweilt, während doch gerade in diese Zeit, ausser der allerdings vereinzelt, immerhin jedoch beachtenswerthen Anerkennung aus fernen Landen und Welttheilen, die in erfreulichster Weise über den heilsamen Einfluss seiner Lehre Zeugnis ablegen, auch noch das wunderbare Verhältniss zu *Konrad Deubler* gehört, welches zehn Jahre hindurch ein Born des Trostes und der Stärkung, der Ermuthigung und Erholung für Feuerbach gewesen war. Diese eben so eigenthümliche wie hervorragende Bedeutung Deublers verlangt in der betreffenden Charakteristik eine Einführung desselben, worin alle auf ihn bezügliche, nun an verschiedenen Stellen des Werkes angebrachte Daten zu einem ganzen Bilde hätten vereinigt werden müssen. Durch die innigen Beziehungen zu diesem „Märtyrer spontaner Volksbildung“, wie ihn Feuerbach selber nannte, erhält dessen [16:] Lebensabend, bei aller Sorge und Trübsal, eine Verklärung, wie sie die Legende nicht schöner hätte dichten können. Sein Evangelium des auf sich selbst gewiesenen Menschenthums fand er in Deubler verkörpert, und ein solches Unterpfand der Lebensgültigkeit seiner Lehren mit eigenen Augen erblickt zu haben und ein ganzes Jahrzehnt in völliger Zuverlässigkeit bewährt zu wissen, dürfte den Kümernissen der letzten Jahre reichlich die Waagschale gehalten haben. Bei solcher Auffassung dieser unschätzbaren Thatsache wird man es uns verzeihen, wenn wir die für den zwischen diesen Männern gepflogenen Briefwechsel gewählte Bezeichnung „philosophisches Idyll“, mit den abwechselnd darin vorkommenden Ueberschriften „Konrad“ und „Ludwig“ als unpassend zurückweisen.

Wo der Briefwechsel Personen und Begebenheiten gilt, die im Leben Feuerbach's geringere oder vorübergehende Bedeutung gehabt, sind die nöthigen Aufschlüsse gehörigen Orts in Noten mitgetheilt. Stellenweise, wo es nicht Namen und Dinge betrifft, die so gut wie auf Aller Lippen leben, dürften erwünschte Einzelheiten Manchem fehlen. So z. B. möchte man (Bd. I p. 185) gern erfahren, welche Kränkung dem 1824 in Berlin weilenden Feuerbach zugefügt worden. Wer sein Freund Lochner gewesen, von dem zwei äusserst interessante Briefe (Bd. I p. 236) mitgetheilt sind, wäre auch erfreulich zu wissen. Ebenso erwünscht wäre näherer Bescheid hinsichtlich des für die halleischen Jahrbücher bestimmten Aufsatzes gewesen, über dessen Misshandlung durch die Censur Ruge in seinem Briefe vom 4. April 1839 sich beklagt. Da ferner ein Brief von Frauenstädt [17:] aufgenommen worden, hätte auch gesagt werden können, dass es sich dabei um dessen Schrift „*Die Menschwerdung Gottes nach Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, mit besonderer Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel*“ (9½ Bgn. Berlin 1839) handelte. Den Briefen der dritten Periode hätte unzweifelhaft Otto Wigand's Widmung der „Epigonen“, welche sonderbar genug ihre Stelle unter den der nämlichen Epoche gehörenden Nachlassschriften erhalten, zugetheilt werden müssen, da es kaum denkbar, dass Feuerbach seinem Verleger in diesem Falle als Schriftwart gedient haben sollte. Zu Anfang der vierten Periode (Bd. II p. 8) findet man einen Brief, mit der Ueberschrift: *Feuerbach an „Herrn Pfautz für seine Schrift“*. Statt dieser etwas räthselhaften Anführungszeichen, die vielleicht auf typographischem Wege irrthümlich hinzugekommen, hätte wohl lieber eine Note darüber aufklären sollen, dass man es hier mit einem Autor von ähnlichem Schlage wie der einige Briefe zuvor an Feuerbach herantretende M. Drossbach zu thun habe, der, wie dieser, unsern auf dem Höhepunkte seines Rufes stehenden Philosophen um ein Gutachten bezüglich einer religionsphilosophischen Schrift angegangen. Von besagtem Verfasser ist ausser diesem, 1848 bei Engelmann in Leipzig (90 Seiten gr. 16°) unter den Titel „*Das neue Evangelium*

von der lebendigen, selbstbewussten Erde und der intelligenten Welt“ erschienenen Elaborat, wofür er durch Feuerbach's interessantes Antwortschreiben geehrt worden, wissentlich nichts an die Öffentlichkeit gelangt. Das Anrecht auf specielle Einführung durch gelegentliche Personalnotizen, womit mancher Briefsteller sogar [18:] mehr als verschwenderisch vom Herausgeber bedacht worden, hätte wohl Personen von solcher Bedeutung wie Dr. F. W. Heidenreich in Ansbach und Prof. E. W. Sievers in Gotha nicht vorenthalten werden sollen, zumal jener von Feuerbach in einem besondern, im vorliegenden Buche abgedruckten, Nekrolog verewigt worden, auf den beim Einrücken der betreffenden Briefe wenigstens Bezug hätte genommen werden können, der andere aber Shakespeareforschungen herausgegeben, die sich auf Feuerbach's eigenen Standpunkt berufen und mithin der Erwähnung würdig gewesen wären. Nicht minder willkommen würde wohl einiges Nähere über Feuerbach's amerikanische Freunde Münch und Dedekind begrüsst worden sein, desgleichen über den ihm ebenfalls befreundeten, wahrscheinlich in der Schweiz lebenden O. Lünig. Im Briefwechsel mit Julius Duboc wäre beim achten von Feuerbach's Briefen (Bd. II p. 147) eine nähere Angabe über den darin besprochenen Aufsatz des ersteren sehr erwünscht gewesen¹. Von dessen eigenen Briefen an Feuerbach bringt die Sammlung nur einen einzigen. [19:] Sicher würden viele Leser auch für die Aufnahme der übrigen, die schwerlich abhanden gekommen, dem Herausgeber gern gedankt haben.

Ein wesentlicher Mangel der vorliegenden Ausgabe ist das Fehlen wichtiger Briefe von Feuerbach selbst. Nach vielen Richtungen hin bringt sie meist Briefe Anderer an ihn, während seine eigenen solchenfalls nur spärlich, bisweilen gar nicht vertreten sind. Dieser Uebelstand erklärt sich wohl aus der Natur des Briefverkehrs, ist aber, wie eine wohlbewährte Erfahrung lehrt, im Laufe der Zeiten allmählig zu beseitigen. Mit eigenen Augen haben wir, um nur ein Beispiel zu nennen, die den dichterischen Ruhmestagen von Weimar angehörenden Briefschätze in fast lückenloser Vollständigkeit heben sehen, obschon dieselben aus der Tiefe eines halben, oft auch sogar eines ganzen Jahrhunderts zu holen waren. Um so eher darf man hoffen, die nur etwas über ein Menschenalter zurückreichende Correspondenz Feuerbach's recht bald der Lücken entledigt zu wissen, die derselben vorläufig noch anhaften.

Durch eine günstige Fügung der Umstände ist es der Rundschau vergönnt, mit der hier nöthigen Abhülfe einen Anfang zu machen. Ein Freund der Zeitschrift hat derselben folgenden bisher ungedruckten Brief Ludwig Feuerbach's an seinen Lehrer Daub in Heidelberg zur Veröffentlichung anvertraut. [An dieser Stelle hatte der betreffende Brief eingeführt werden sollen. Als Eigenthum der D. R. muss derselbe, laut Verfügung seines Inhabers, durch die besagte Zeitschrift zuerst veröffentlicht werden, weshalb dies hier nicht geschieht, obwohl ich im Besitz eines sogenannten Bürstenabzugs davon bin. Des Zusammenhanges wegen mit dem Folgenden, muss ich jedoch aus diesem Schreiben mittheilen, [20:] dass Feuerbach den Adressaten bat, die nöthige Antwort durch seinen Freund Kohl an ihn gelangen zu lassen.]

Die werthvolle Urkunde weist sich den ihr in der Grün'schen Sammlung zukommenden Platz unmittelbar vor dem (Bd. I p. 188) am 6 Febr. 1825 aus Heidelberg geschriebenen Brief des Studiosus W. K. selbst an. Der dort mit dem Bescheid von Daub betraute Freund ist der im vorliegenden Briefe Feuerbach's zu diesem Auftrag erkorene W. Kohl, über den genauere Nachrichten vorläufig

¹ Es sei gestattet, das dort fehlende hier beiläufig zu ergänzen. Bis der geehrte Verfasser diesen vortrefflichen Artikel aus den im vorigen Jahrzehnt bei J. Guttentag in Berlin herausgegebenen „*Deutschen Jahrbüchern*“ etwa in einem Cyclus kleinerer philos. Abhandlungen wieder zugänglich macht, hat man sich ans Juliheft 1862 der genannten Zeitschrift zu halten. In Ermangelung desselben genügt auch die kürzere Mittheilung, die der Verf. anlässlich der von ihm selbst in der „*Deutschen Warte*“ (Bd. IV, 1873 Heft 10) veröffentlichten Briefe Feuerbach's darüber geliefert. [Der betreffende Aufsatz ist seither in des Verf. kürzlich erschienenen Buch „*Gegen den Strom*“ zum Wiederabdruck gelangt. 1877].

nicht aufzutreiben waren.¹ Von den in dessen Schreiben erwähnten zwei Briefen Feuerbach's an Daub haben wir also den einen, und vermuthlich den wichtigeren jetzt vor uns. Die durch denselben gefüllte Lücke dürfte zunächst nicht als besonders erheblich erscheinen. Feuerbach's erste Beziehungen zu Hegel sind bereits durch seine eigenen „Fragmente zur Charakteristik meines philosophischen *Curriculum vitae*“ (Bd. 2 d. Gesamtausgabe) der Hauptsache nach bekannt. Von den dort auszüglich gegebenen Briefen theilt die Grün'sche Sammlung die Originale vollständig mit². Ob-[21:]wohl man darin Feuerbach's Lossagung von der Theologie ausführlich erörtert findet, wird man doch den Unterschied dieser Briefe von dem an Daub gerichteten nicht verkennen. Vor allen Dingen sieht man hier den Zauber der gewaltigen Einwirkung Hegels im Zenith, wogegen die späteren Briefe der Grün'schen Sammlung über eine jüngerschaftliche Anlehnung an die Weisheit des bewunderten Meisters hinausgehen. Daub gegenüber ist das Geständniss der unmittelbar vollzogenen Wandlung mehr wissenschaftlich objectiv, dabei aber auch mit einem Anflug von Zaghaftigkeit gehalten. Nachdem die erwünschte Zustimmung des theuren Lehrers eingetroffen, wird der entscheidende Schritt vor den Angehörigen mit einem Siegestaumel bejubelt, der den darob bestürzten Vater eine Geisteszerrüttung beim angehenden Philosophen befürchten lässt. Der Brief an Daub berichtet wie über ein unvermeidlich eingetretenes Ereigniss, welches in den späteren Schreiben vertheidigt und seinen Vortheilen nach gerechtfertigt wird. Dort giebt es noch eine „wahre, vernünftige Einheit der Theologie und Philosophie“ und erscheint die letztere mit der von Hegel begründeten als identisch gefasst; doch wird zugleich die Unvereinbarkeit von Theologie und Philosophie wenigstens in subjectiver Beziehung hervorgehoben. Diese Divergenz betont der Brief an den Vater (Gr. Bd. I p. 189) noch schärfer. Da handelt es sich bereits um die Philosophie als solche, und Hegel wird nur einmal, zusammen mit Aristoteles, Spinoza und Kant, namhaft gemacht. Mit der Wendung zur Philosophie sprach der Brief an Daub aber auch schon aus, dass es dem Jünger derselben zukomme, „*absolut allgemeiner Mensch zu sein*“. Bestimm-[22:]ter heisst es im Brief an den Vater, der neue Beruf sei erkoren worden, um „die Natur, vor deren Tiefen der feige Theolog zurückbebt, und mit ihr *den Menschen, aber den ganzen Menschen an's Herz zu drücken*“. Nahezu zwei Jahrzehnte sollten allerdings verstreichen, bis Solches wahrhaft und vollständig bei unserem Denker geschehen war. Immerhin bleibt es aber bedeutsam, dass dies für ihn eigenthümliche Ziel beim Betreten seiner philosophischen Laufbahn kenntlich und die Richtung schon in dem vorhin veröffentlichten Briefe angedeutet ist.

Die zweite und dritte Periode sind höchst spärlich mit Briefen Feuerbach's bedacht, welche hinsichtlich des weiteren Verlaufs seiner Entfaltung und des allmäligen Reifens zu völlig selbständigen Leistungen irgend belehrend wären. Das meiste von seiner Hand bezieht sich auf äussere Ereignisse, worunter freilich die das Verhältniss zu seiner Braut und nachmaligen Gattin betreffenden gewiss die lebhafteste Theilnahme finden werden. Gleichwohl muss man bedauern, den Verkehr Feuerbach's mit den unmittelbaren Schülern und Exegeten Hegels, wie auch den mit den Epigonen, nur aus den Briefen an ihn kennen zu lernen, während man über das in rückläufiger Richtung Geäusserte in völliger Unkenntniss verbleibt. Es bedarf kaum der Erwähnung, wiesehr es der Grün'schen Sammlung zum Vortheil gereicht haben würde, wenn sie Briefe an Gans und Henning, an Ruge und Daumer mehr als die Paar mitgetheilten hätte bringen können, und wenn auch eine

¹ Eine zu diesem Behuf an Dr. J. G. Kohl zu Bremen ergangene Anfrage konnte nur die Gewissheit feststellen, dass der Betreffende ein blosser Namensvetter und keinesfalls den Zweigen der in Norddeutschland vielfach vorhandenen Familie angehöre, mit denen der bekannte Geograph mehr oder weniger in Berührung gekommen. Angehörige oder Freunde des fraglichen W. Kohl, der seine Heimat vermuthlich im südlichen Deutschland gehabt, würden durch nähere Auskunft über denselben, eventuell durch Veröffentlichung etwaiger Briefe Feuerbach's an ihn, sich um das Andenken des grossen Denkers überaus verdient machen.

² Gesamtausgabe Bd. II pp. 381-384 entspricht pp. 175, 181 u. 189 bei Grün, Bd. I.

grössere Zahl der zwischen Feuerbach und sowohl Christian wie Friedrich Kapp gewechselten Briefe veröffentlicht wäre¹. [23:] In den beiden letzten Perioden gelangt Feuerbach selbst wieder häufiger zu Wort, was dem zweiten Bande überhaupt ein vorwiegendes Interesse sichert. Fühlbar vermisst man jedoch hier Briefe an Moleschott, woran es vermuthlich keineswegs fehlen möchte. Ebenso dürften vielleicht Briefe an C. Vogt, C. Blind, G. Herwegh, L. Pfau und wohl noch einige Andere, deren Besuche bei Feuerbach in die letzte Periode fallen, vorhanden und der Aufbewahrung durch den Druck würdig sein.

Bei dem liebevollen Interesse, womit man sich zur Hauptperson dieses ganzen Briefwechsels hingezogen fühlt, hat das Verlangen nach möglichster Vollständigkeit der hierher gehörenden Mittheilungen sein gutes Recht, das sich übrigens noch auf die Forderungen einer künftigen geschichtlichen Behandlung der Thätigkeit Feuerbach's berufen kann. Zu diesem Behuf sei es gestattet, an sämmtliche Besitzer seiner bisher noch ungedruckten Briefe die dringende Mahnung zu richten, das kostbare Material der wissenschaftlichen Verwerthung zugänglich zu machen. Wie aus obigen Nachweisen zur Genüge ersichtlich, bedarf die vorliegende Sammlung, welche reicher auszustatten der Herausgeber verschiedentlich aber leider vergeblich bemüht gewesen, vielfacher Ergänzungen. Denn obwohl die stattliche Reihe der Werke Feuerbach's, zusammen mit dem jetzt veröffentlichten handschriftlichen Nachlass, bei einer Arbeit von der erwähnten Art den vornehmsten Stoff wird abgeben müssen, hat das in Briefen Niedergelegte, auch wenn es reinpersönlicher Natur und fraglichenfalls keine sichtbare und handgreifliche Verwendung finden sollte, doch für die Arbeit der Darstellung selbst oft den Werth eines [24:] Gerüstes, das während des Baues so unerlässlich wie es nach dessen Vollendung entbehrlich ist. So lange Aussichten auf möglichst vollständige Beschaffung dieser unschätzbaren Hülfsmittel vorhanden oder doch denkbar, wird man nicht so leicht, wie es der Herausgeber zu thun scheint², auf deren Zugänglichkeit verzichten wollen.

Lässt der vorläufige Betrag des Briefwechsels Raum für manche befugte Wünsche, um so reicher ist die Spende, die der Herausgeber im eigentlichen Nachlass bringt. Nach dem Wortlaut seiner Zusage sollte derselbe nur „*ungedruckte noch vorhandene Manuscripte*“ umfassen. Der Ertrag ist jedoch weit ergiebiger. Nicht nur sind zum Glück mehrere Schriften Feuerbach's hinzugefügt, die schon früher im Druck erschienen, aber der Gesamtausgabe seiner Werke nicht einverleibt waren; es findet sich sogar Material, welches, streng genommen, nicht als *Manuscript* Feuerbach's betrachtet werden dürfte. Von beiderlei Zugaben wären die der letzteren Art entbehrlich, der Wegfall der verschiedenen nun wiedergedruckten Schriftstücke in vieler Hinsicht höchst bedauerlich.

Bei buchstäblichem Einhalten der anfänglich geäusserten Absicht, nur handschriftlich Vorgefundenes im [25:] Nachlass zu veröffentlichen, hätte die erste Periode auf den Briefwechsel allein beschränkt werden müssen. Diesem wäre das dem Nachlass zugetheilte Schreiben an Hegel einzu-reihen gewesen. Von den beiden übrigen Stücken kann jedes nur uneigentlich als Leistung Feuerbach's gelten. Die Excerpte aus Herder's Briefen über das Studium der Theologie wären gar leicht anderwärts unterzubringen gewesen, während der Auszug aus der s. Z. gedruckten lateinischen Dissertation, welche auch durch die vom Verfasser selbst in seinem „*Curriculum vitae*“ gelieferte Charakteristik schon vertreten ist, wie man annehmen muss, von der Hand des Herausgebers herrührt, mithin ein Adiaphoron ist. Auch die vierte Periode hätte, bis auf die wenigen Abfälle aus der

¹ Vergl. oben S. 8.

² Vergl. Bd. I p. 158. Durchaus unrichtig ist es aber, wenn d. Herausgb., in Ermangelung eigenhändiger Briefe von Feuerbach, auf S. 209 Bd. II das an seiner statt verfasste Schreiben aufnimmt, welches in die Sammlung eben so wenig gehört wie der auf S. 213 ebenda abgedruckte letzte Brief. Anlässlich gerade dieses Schriftstückes hätte man beim Herausgeber das Verfahren erwartet, das er S. 110 des nämlichen Bandes einem anonymen Verehrer gegenüber in einem Falle, wie der im fraglichen Briefe erwähnte, beobachtet hat.

Theogonie, ganz leer ausgehen müssen, und nur die der zweiten und fünften Periode beigegebenen Schriftstücke, dort die Proben aus der Docententhätigkeit zu Erlangen, hier der Aufsatz über Zinzendorf und das grössere Fragment zur Ethik nebst der reichen Auswahl Aphorismen, würden ungeschmälert veröffentlicht worden sein.

Die Ausbeute der dritten Periode an bisher ungedruckten Nachlassschriften besteht in den Aufzeichnungen *über Hegel* und *Schelling*, mehreren *Bruchstücken* geringeren oder grösseren Umfangs und der Abhandlung *Über die Grundsätze der Philosophie*. Bezüglich der Letzteren scheint der Herausgeber eine irrthümliche Bestimmung getroffen zu haben. Er hält das Schriftstück für einen selbständigen, in die Zeit von 1842 auf 1843 zu verlegenden Aufsatz, der zwischen den „vorläufigen Thesen“ und den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ verfasst wäre. Ohne Zweifel ist die Bezugnahme auf diese [26:] beiden, von Feuerbach selbst, zuerst in den Halles'chen, resp. deutschen Jahrbüchern, dann im ersten Bande der Gesamtausgabe veröffentlichten Schriften eine durchaus unmittelbare. Fällt jedoch die Schrift in jene, vom Herausgeber vermuthete, Zeit, so ist nicht recht zu ersehen, weshalb sie unveröffentlicht geblieben wäre. Weit eher gehört sie in die Jahre 1848-49, und zwar dürfte man es hier mit derjenigen. *Vorlesung* zu thun haben, welche aus dem Kreise der damals zu Heidelberg gehaltenen nicht in den Druck übergegangen war. Nach den hierauf bezüglichen Stellen der betreffenden Vorrede (vergl. Bd. VIII d. Gesamtausgabe) hat es freilich den Anschein, als sei die Elimination nur „zum Vermeiden von Wiederholungen“ vorgenommen. Dass der Vorleser fraglichenfalls unselbständiger verfahren wäre, als bei denjenigen Vorlesungen, welche er, obwohl er sie als reproductive Arbeit bezeichnet, der Sammlung nicht entzogen, darf füglich in Frage gestellt werden. Behielt er die Anfangsvorlesungen, die über seine frühere Thätigkeit referiren, bei, weil er von seinem damals neuen Buche erwartete, es würde auch zu den Nicht-Kennern seiner sonstigen Schriften gelangen, worüber er dieselben orientirt wissen wollte, so wäre grade deshalb eine blossе Wiedergabe der in den Grundsätzen der Philosophie niedergelegten Wahrheiten sogar höchst angemessen gewesen und mithin zur Veröffentlichung mit dem übrigen für den erwähnten Zweck beibehaltenen Material durchaus geeignet. Ihren Platz hätte eine so beschaffene Auseinandersetzung hinter der dritten Vorlesung (p. 31) gehabt. Dorthin passt das uns vorliegende Schriftstück keinesfalls. Hingegen fügt es sich [27:] wie von selbst zwischen der jetzt 23'sten und 24'sten Vorlesung (280-281) als Vermittelungsglied ein, welches durch erforderliche Alteration an den entsprechenden Stellen beseitigt worden. Seinem Umfange und Inhalte nach lässt sich der Aufsatz genau so leicht hier einschalten wie er dem Tone und seiner ganzen Haltung nach als Vorlesung zu erkennen ist. Am Schlusse der 23'sten Vorlesung wird das Bedürfniss einer „neuen Anschauung und Ueberzeugung von den ersten Elementen und Gründen der menschlichen Existenz“ berührt, und eben diese Nothwendigkeit entwickelt die nun veröffentlichte Abhandlung. Ihrerseits wiederum geht sie auf das zwischen religiöser Freiheit und politischer Unfreiheit bestehende Missverhältniss über, welches den Ausgangspunkt der jetzigen 24'sten Vorlesung bildet. Gerade diese Bezugnahme auf die hervorragenden Vorgänge der damaligen unmittelbaren Gegenwart deutet auf die Entstehungszeit und die Beschaffenheit des betreffenden Aufsatzes, dessen Entfernung beim später vorgenommenen Druck hinlänglich aus dem Umschlag erklärbar ist, der in zwischen in den politischen Zuständen Deutschlands eingetreten war. Mit diesen stand das in der beseitigten Vorlesung abgelegte politische Bekenntniss in zu grellem Kontrast, und in solcher befügteter Rücksicht auf veränderte äussere Umstände dürfte der Anlass zu der vom Verfasser vorgenommenen Elimination zu suchen sein. In der angeführten Vorrede giebt er auch nur die blossе Thatsache des Verfahrens an. Waren die Gründe die soeben hier vorgelegten, so mussten sie selbstverständlich verschwiegen bleiben. Ausser dem bisher Angeführten hat unsere Muthmaassung über das [28:] fragliche Schriftstück noch darin einen Beleg, dass der Herausgeber in seinem ganzen Buch der betreffenden ausgemerzten Vorlesung nicht erwähnt, deren Vorhandensein unter den

Papieren Feuerbach's neben demjenigen seiner Manuscripte aus der frühesten Jugendzeit wohl kaum bezweifelt werden kann.

Hätte der Nachlass dieser nämlichen Periode nur handschriftlich Vorgefundenes gebracht, so würden ihr drei früher gedruckte Arbeiten entzogen worden sein. Von diesen wäre das „*Andenken an Eduard Feuerbach*“ am ehesten zu missen, zumal der Herausgeber die aus eben jener Zeit stammenden biographischen Beiträge übergangen, welche Feuerbach bezüglich seines Vaters und seiner Brüder an verschiedene encyklopädische Werke geliefert. Wichtiger ist schon der „*Protest gegen die allgemeine preussische Zeitung*“, den der Herausgeber leider mit Kürzungen reproducirt und ohne zu bemerken, wo und wann derselbe veröffentlicht worden. Jedenfalls erwartet man an jener Stelle derlei Aufschlüsse, da es kaum denkbar, dass diese würdige Abwehr mit ihren kernhaften Belegen bisher nur als Licht unter dem Scheffel geleuchtet haben sollte. Am fühlbarsten wäre aber der Wegfall der aus den „Epigonen“ wieder abgedruckten *Antikritik gegen R. Haym*, eine wichtige Ergänzung der den ersten Band der Gesamtausgabe bildenden kleineren Aufsätze über das Wesen der Religion, gewesen. Deren nun besorgte Wiederveröffentlichung gereicht dem Herausgeber eben so sehr zum Verdienst wie es mit derjenigen der, aus der vierten Periode stammenden, drei grösseren Schriften Feuerbach's der Fall ist, die noch von ihm selbst in den Druck [29:] befördert worden waren. Zwei davon sind so wichtig, dass vermuthlich nur der Mangel an geeigneter Gelegenheit den Urheber gehindert, sie eigenhändig aus der Verschollenheit in älteren Zeitschriften zu retten. Der Aufsatz über *Moleschotts* „Lehre der Nahrungsmittel“, in den Blättern für littr. Unterhaltung 1850, bildet eine nothwendige Voraussetzung zu der im zehnten Bande der Gesamtausgabe veröffentlichten Monographie Feuerbach's über das Wesen des Opfers, für deren Leser die bisherige Unzugänglichkeit jenes Aufsatzes gewiss vielfach störend gewesen. Der fragliche Artikel ist der letzte, welchen Feuerbach in der periodischen Presse mit kenntlicher Unterschrift veröffentlicht hat. Die beiden aus dem z. Z. in Hamburg herausgegebenen „Jahrhundert“ auch unter den Nachlassschriften dieser Periode abgedruckten Aufsätze sind anonym, mit drei Kreuzen gezeichnet, erschienen. Zu eben jener Zeit, oder auch in der unmittelbar vorhergehenden Periode, hat er schliesslich noch Artikel in den „fränkischen Merkur“ (od. Nürnberg. Correspondenten?) ohne seinen Namen einrücken lassen, weswegen denn der Herausgeber von deren Existenz vermuthlich nicht Kenntniss gehabt. Mehr als diese, von Feuerbach selbst herrührenden, Angaben kann auch Schreiber Dieses nicht vorbringen, erlaubt sich aber daraufhin die Bitte, die betreffende Redaction möge sich durch Auffindung und ermöglichte Wiederveröffentlichung der fraglichen Artikel, denen sie ihrerseits am leichtesten auf die Spur kommen kann, um diesen Beitrag zur Geschichte der schriftstellerischen Thätigkeit Feuerbach's verdient machen. Sind es auch [30:] nur Episoden in dem eigentlichen Wirken desselben, so dürften sie wohl einer ähnlichen an die Seite zu stellen sein, welche ehemals dem Gedächtniss seines Freundes Heidenreich gewidmet war. Einnehmend durch die liebenswürdige Absicht der Niederschrift, ist dieser aus dem „Jahrhundert“ reproducirte Aufsatz durch die eben so gehaltvollen als reichhaltigen Aufschlüsse über die Thätigkeit jenes hochverdienten aber von seinen Zeitgenossen wenig gewürdigten Forschers belehrend, und so wird die Wiederveröffentlichung dieser Arbeit auch dazu beitragen können, dessen darin besprochenen Leistungen eine nachhaltige Beachtung zu sichern.

Werthvoller freilich ist der andere, aus der genannten ehemaligen Hamburger Zeitschrift wieder veröffentlichte, Aufsatz mit der Ueberschrift „*Spiritualismus und Sensualismus*“. In der Reihe von Feuerbach's gesammelten Werken bildet derselbe die Vorstufe zu der später im zehnten Bande aufgenommenen grössern Abhandlung über das nämliche Thema, welches seinen Hauptzügen nach allerdings in der Vorrede zum ersten Bande (p. XIII) kenntlich angegeben, übrigens als unmittelbare Folgerung schon in seiner Lehre selbst enthalten, in diesem Artikel aber zuerst als selbständiges Problem fixirt wird. Wichtig ist derselbe auch noch durch den Anlass seines Entstehens. Von

der Zurückgezogenheit des stillen Schaffens am Schreibtisch, nach Vollendung der Theogonie, den Einwirkungen äusserer Ereignisse und Anregungen wiederum freier hingegeben, bekommt Feuerbach das kurz zuvor erschienene Erstlingswerk eines jungen Heidelberger Docenten, *System der Rechts-[31:]philosophie von Ludwig Knapp*, zur Hand. Ueber das Buch hatte er schon vorher Kenntniss durch ungünstige Zeitungsrecensionen, aus denen jedoch, ausser schonungsloser Verketzerung, nichts Näheres über dasselbe zu ersehen war. Beim Lesen erweist es sich ihm als ein auf seinen eigenen wissenschaftlichen Grundsätzen gebautes Werk, das dieser Anlehnung ausdrücklich geständig war. Von einer Fülle der mannichfaltigsten Kenntnisse unterstützt, bekundete der ihm völlig unbekannte junge Verfasser im Styl und in der Behandlung seines Gegenstandes eine Genialität der Begabung, welche zu den erfreulichsten Erwartungen berechnete und eine ganz andere Anerkennung verdiente, als die ihm bis dahin in der Presse zu theil geworden. Gegen die dort gefällten Urtheile schrieb Feuerbach den uns nun vorliegenden Artikel¹, ohne sich öffentlich zu nennen. Es war während der Hochflut der Reaction. Da diese schon Feuerbach's ganze Thätigkeit und mit ihr auch das reifste und seinem Ermessen nach gelungenste Erzeugniss, die eben veröffentlichte Theogonie, aus dem Bereiche der allgemeinen Aufmerksamkeit gedrängt hatte, konnte jener gehaltreiche und schwungvolle Aufsatz in der Hamburger Wochenschrift die vielen maasslosen Verurtheilungen nicht übertönen, welche Ludwig Knapp's interessante Schrift, wie auf gemeinsames Uebereinkommen hin, sofort in Verruf gebracht hatten. Möge nun, wo die ihr von Feuerbach gewidmete Würdigung ihre [32:] Wiedergeburt feiert, auch der Bann gelöst sein, der bisher auf diesem Buche gelastet².

Zum Nachlass gehören schliesslich noch eine anfänglich für die Gesamtausgabe der Werke bestimmte, aber unbenutzt gebliebene Vorrede, ferner ein an L. Noack gerichtetes *autobiographisches Schreiben*, und zahlreiche Aphorismen subjectiver Natur. Dies Alles hat der Herausgeber in die von ihm verfasste Abhandlung eingeflochten, welche er dem ersten Bande seiner Arbeit vorgedruckt. Freunde und Kenner der Schriften Feuerbach's würden es wahrscheinlich vorgezogen haben, auch diese Reliquien des Meisters den übrigen jetzt veröffentlichten handschriftlichen Schätzen desselben eingereiht zu sehen. Da aber die Jüngerzahl noch zu gering, um für die Art der Veröffentlichung derselben entschieden maassgebend zu sein, der Herausgeber zugleich auch solche Leser [33:] ins Auge zu fassen hatte, bei denen sich eine genügende Kenntniss der Bedeutung Feuerbach's nicht voraussetzen lässt, mochte eine ausführlichere Erörterung über dessen Thätigkeit bei dieser Gelegenheit eben so statthaft gewesen sein wie der Gebrauch, den der Herausgeber seinerseits von den solchenfalls verwendbaren Schriftstücken unseres Philosophen gemacht.

Seine Arbeit, der er die vielleicht etwas befremdliche Bezeichnung „philosophische Charakterentwicklung“ gegeben, hat der Herausgeber mit Worten eingeleitet und beschlossen, welche eigentlich einer Vorrede zukommen. Zu einer solchen hat er jedoch seinen Essay schwerlich stempeln wollen.

¹ Wir bitten den Leser, in seinem Exemplar der Grün'schen Ausgabe einen in dieselbe aus dem Hamburger Original übergegangenen Druckfehler zu berichtigen. Auf S. 98 der dritten Zeile von unten ist zu lesen **die Schrift**, – nicht: den Schuft.

² Dem jungen Verfasser selbst dürfte das Gutachten des unbekannten Vertheidigers im „Jahrhundert“ kaum zu Gesicht gekommen sein. Zu jener Zeit rang er bereits mit dem Tode, der ihm am 8. Nov. 1858 in seinem Geburtsort Darmstadt im 38'sten Lebensjahre erreichte. Dorthin war er aus Heidelberg zurückgekehrt, nachdem er sich bei einem Sommeraufenthalte in der Pfalz durch einen Sturz vom Pferde lebensgefährlich verletzt. Seine Studien hat Knapp, nach absolvirtem Gymnasium in seiner Heimat, auf den Universitäten Giessen und Heidelberg betrieben, an welcher letzteren er sich gegen Anfang der 50'ger Jahre als Docent der Rechtswissenschaft habilitirt hatte. Kleinere belletristische Versuche abgerechnet, hat er nur die, 1857 bei Ferd. Enke in Erlangen erschienene, „Rechtsphilosophie“ veröffentlicht. Als ein erster Ausläufer aus der Lehre Feuerbach's ist dies unzweifelhaft geniale Erstlingswerk, das der philosophischen Ergründung des Rechts vielleicht neue Bahnen eröffnet, der endlichen Beachtung zu empfehlen.

Mithin dürfte dies Verfahren wohl richtiger so zu deuten sein, dass der Verfasser bezüglich der von ihm gewählten Aufgabe seinen Lesern etwas habe ans Herz legen wollen, was diese als Äusserung in einem Vorwort vielleicht minder beachtet hätten. Ein unumwundenes Geständniss der Schwierigkeit, das Wirken des grossen Denkers in befriedigender Weise zu schildern, eröffnet den Essay, der mit der zaghaften Besorgniss schliesst, die Lösung der Aufgabe wäre nur zur Hälfte gelungen.

Mit vollem Recht hat der Herausgeber strenge Anforderungen an die von ihm unternommene Leistung gestellt. Seiner Behauptung aber, dass eine derartige Aufgabe niemals vollständig zu lösen sei, indem, wie er es ausdrückt, „so etwas nie ganz heraus will“ und „ein Unsagbares, ein musikalischer Rest immer zurückbleibe“, wird man wohl keinesfalls unbedingt beipflichten wollen. Die Möglichkeit, Ludwig Feuerbach in seiner ganzen Bedeutung völlig sachgetreu und erschöpfend darzustellen, [34:] dürfte füglich nicht in Abrede zu stellen sein. Zweifelhaft kann es aber bleiben, ob die rechte Zeit dafür bereits eingetreten, wenn auch, was ebenfalls noch als sehr ungewiss zu halten ist, die dazu erforderliche Kraft vorhanden sein sollte. Sicherlich wäre der Herausgeber der Letzte, zu bestreiten, dass um ein Beispiel bei Ludwig Feuerbach selber zu entlehnen der „*Pierre Bayle*“ eine Würdigung dieses wunderbaren Schriftstellers bietet, durch welche man im völlig genügendem Maasse über denselben belehrt wird. Diese gelungene Leistung ist aber nicht nur das Erzeugniss eines hervorragenden Geistes, dem jedoch manche Vorgänger unter den Bildungsheroen an Begabung wohl ebenbürtig gewesen sein dürften, sondern entstammt auch einer Zeit, welche um fast zwei Jahrhunderte von derjenigen des in dem Werke behandelten berühmten Gelehrten getrennt ist. Eine derartige Gunst der Umstände ist vorläufig dem Gelingen einer durchaus vollständigen Schätzung Ludwig Feuerbach's versagt, und der Herausgeber hätte unstreitig richtiger gethan, sich hierauf zu berufen, statt die Möglichkeit des Gelingens selber in Zweifel zu ziehen.

Hingegen ist die Befürchtung des Herausgebers, seine eigene Arbeit möchte nicht in völlig erwünschter Weise ausgefallen sein, schwerlich zu widerlegen. Er will, heisst es, „den ganzen Feuerbach charakterisiren“, und zwar „die Entstehung und Ausbildung seines grossartigen Humanismus an der Hand der gesammten Werke entwickeln“. Gesagt wird, es handle sich dabei nicht um das Aeussere seiner persönlichen Erlebnisse. Man erwartet also eine Geschichte der Lehre Feuerbach's [35:] wie und soweit sie von ihm selbst ausgebildet worden. Wie bei der Redaction des Nachlasses, findet man aber auch in diesem Essay mehr als der Herausgeber ausdrücklich versprochen. Für die gleiche That wird man den dort freudig gezollten Dank hier ihm jedoch entziehen müssen, so sehr man auch einsieht, dass er seine ohnehin schwierige Aufgabe sich eben dadurch erschwerte, dass er die eigenhändig ihr gesteckten Grenzen nicht streng eingehalten.

Sogleich zu Anfang bekommt man es schon mit Dingen zu thun, welche ganz und gar der äusseren Biographie angehören, und da im Verlauf der Arbeit häufig Einzelheiten der nämlichen Art berührt werden, wird dieselbe, wie auch thatsächlich geschehen, leicht für biographisch gehalten, und, als solche beurtheilt, ungenügend befunden. Allerdings fällt es überaus schwer, das Werden und Gestalten eines rein Innerlichen zu schildern, ohne zugleich auf äussere Verhältnisse Bezug zu nehmen, wie etwa bei der Darstellung der Lehrjahre den Ort zu erwähnen, wo Feuerbach seine Studien betrieben, und ebenfalls wo und wie er dieselben zuerst nutzbar gemacht. Wie es aber um die Schicksale und das Gemüthswesen seiner Angehörigen aussah, ob er selbst ledig oder verheirathet war, auf Reisen, in der Stadt oder auf dem Lande lebte, seine Heidelberger Vorlesungen im Rathhause oder auf der Schlossruine hielt u. dergl. m. bleibt supererogatives Beiwerk, wodurch man lediglich in den Ansprüchen irre wird, die man an den Essay zu stellen befugt ist. Liest man die Abhandlung, bevor man das Uebrige des Buches vornimmt, so erwehrt man [36:] sich nicht des Eindrucks, über den sich englische Beurtheiler auf Grund der biographischen Elemente derselben beklagt¹; spart

¹ Vergl. unter Anderem Saturday Review 19. Decb. 1874.

man wiederum das Lesen des Einleitungssessay bis zuletzt, so erscheinen diese Beigaben überflüssig.

Ausser biographischen Zuthaten giebt es noch andere, welche den Gang der Darstellung nicht minder verzögern oder störend beeinträchtigen. Bei dem die Anfänge der Entwicklung Feuerbach's geltenden Abschnitte (III) wird man die Ueberschüsse vielleicht nicht recht merken, da derselbe mehr objectiv gehalten und ausserdem mit werthvollen Aufschlüssen von Feuerbach's eigener Hand reichlich ausgestattet ist. Begleitet man aber den Herausgeber auf „Feuerbach's Wanderung durch die philosophische Geschichte“ (IV), so erhält man vielfältige Belehrung über die Theoreme und Behauptungen der von Feuerbach in Schriften und Vorlesungen behandelten Philosophen, während man über sein eigenthümliches Verhältniss zu diesen Vorgängern keineswegs aufgeklärt wird. In der Vorrede zur Gesamtausgabe bestimmt Feuerbach selbst die Bedeutung seiner historischen Schriften dahin, dass sie *seine eigenen Gedanken unter fremden Namen aussprechen*, und in den Heidelberger Vorlesungen heisst es von diesen seinen Leistungen, dass er in denselben „nie die Beziehung auf Religion und Theologie ausser Acht gelassen“. Ganz anders berichtet der Herausgeber über jene Werke, deren religionswissenschaftliche Bedeutung er gleichwohl Eingangs des sechsten Abschnittes seiner Arbeit betont. [37:] Er giebt im erwähnten Abschnitt IV eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der neuern Philosophie von Bacon bis Spinoza, sucht jeden der betreffenden Denker epigrammatisch zu charakterisiren und lässt seinen Leser überdies noch erfahren, was er, der Herausgeber, von denselben hält oder sonst nebenher über Dinge gelernt hat, mit denen auch jene Forscher ihrer Zeit sich befasst. Was jedoch Liebig zur Frage der Baconischen Induction anzuführen gehabt, dass Gassendi auch Lehrer Molière's gewesen, ob Jacob Böhme in die Geschichte der Philosophie gehöre oder nicht, welche Schlüsse der Herausgeber aus einigen Widersprüchen bei Descartes ziehen zu dürfen meint, wieviel Arnold Geulinx sich an Leibniz genähert, wo und ob Spinozas Kardinalwerk ethische Elemente enthält – dies Alles ist für die Beziehungen Feuerbach's zu den genannten Denkern eben so gleichgültig, wie bei der Schilderung seiner Lehrjahre die Notiz, dass der Herausgeber durch Schiller zum Verständnisse Kant's gekommen, oder welchen Bescheid Hegel's Witwe von ihrem Gatten bezüglich des Glaubens an die Unsterblichkeit erhalten, oder gar die Einwendungen, welche der Herausgeber seinerseits dem die Hegel'sche Logik als Metaphysik vortragenden jungen Docenten Feuerbach vom Standpunkt des zu voller Reife und Selbständigkeit gelangten Denkers Feuerbach erheben zu dürfen meint. Von diesem hätte er vorliegendenfalls lieber die goldene Regel entlehnen sollen, die derselbe behufs eines objectiven Verfahrens in demjenigen seiner Werke giebt, welches dem Herausgeber für die Anordnung des Nachlasses als Vorbild gedient. Auf Seite XV der Vorrede zum biographischen Nachlass [38:] seines Vaters¹ wird die Kunst, „*auf das eigene Wort zu verzichten*“ und „*den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen*“ für das Wesen der Objectivität erklärt. Der Herausgeber dagegen erlaubt sich, wie an den vorhin aufgezählten Beispielen ersichtlich, einen mehr als billigen „Gebrauch des eigenen Worts“. Von diesem Zuviel hat sein Referat über Feuerbach's „Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie“ dem Löwenantheil bekommen. Es gestaltet sich förmlich wie zu einem platonischen Dialog zwischen Leibniz, Feuerbach und dem Herausgeber. Feuerbach wird getadelt, wo er Widersprüche bei Leibniz übersieht, die der Herausgeber handgreiflich vorhält, belobt, wo er ihm in der Anerkennung Leibnizens Recht geben zu können vermeint. Beinahe zu einer wenn auch sonst ganz hübschen Monographie über Leibniz anschwellend, bringt dieser Theil des Einleitungssessay, mit seinen Berufungen auf Zöllner und Jul. Rob. Meyer, mit seinen Apostrophen an Leibniz und an Feuerbach als dessen Interpreten und den sonstigen Hors-d'oeuvres, den Leser erst ganz zum Schluss wieder zu dem eigentlichen Wirken

¹ Anselm Ritter v. Feuerbach's biographischer Nachlass, veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. 2 Bde. Leipzig 1853.

Feuerbach's, welches vom „*Leibniz*“ direkt zu „*Pierre Bayle*“ hinüberleitet. Der hier anhebende Abschnitt (V, Keimen der neuen Philosophie), im Ganzen sachgetreu und belehrend, würde entschieden ansprechender geworden sein, wenn keine von dem Gegenstande abliegende Fragen unnützerweise berührt worden wären. Entschieden glücklicher ist in dieser Hinsicht das eben so interessante als gehaltreiche [39:] folgende Kapitel (VI), „Feuerbach und die Mitlebenden“ überschrieben, eigentlich aber die Vorübungen und Zurüstungen zum „*Wesen des Christenthums*“ betreffend. Allerdings wohl mehr literarhistorisch als streng philosophisch gehalten, giebt dieser Abschnitt jedenfalls einen guten Ueberblick der Betheiligung Feuerbach's an der den wissenschaftlichen Problemen der dreissiger Jahre gewidmeten periodischen Presse, wodurch er seinerseits nicht wenig dem lebhaften Interesse vorgearbeitet, womit man dem „*Wesen des Christenthums*“ so vielseitig entgegenkam.

Von hier aus hätte der Herausgeber unbedingt auf dies erste Hauptwerk Feuerbach's übergehen müssen. Sehr zum Nachtheil für seine Arbeit hat er jedoch den selbstverständlichen Verlauf seiner Darstellung leider durch einen Excurs unterbrochen, der allen seinen bisherigen und späteren Abschweifungen die Krone aufsetzt. Anlässlich Feuerbach's kaum einen Druckbogen fassenden Recension über eine 1837 erschienene Schrift von *Dorguth*, findet sich der Herausgeber bewogen, deren von ihm selbst als „Troglodyten der Philosophie“ eingeführten Verfasser mit einer, volle zehn Seiten fassenden Untersuchung zu bedenken, wobei anekdotische, polemische und stilistische Pikanterien sowie literarhistorische und biographische Einzelheiten verschwenderisch ausgestreut werden. Freilich will er „nicht behaupten, dass Dorguth zu dem damals in Feuerbach vorgehenden Umschwunge direkt etwas beigetragen habe“; es erscheint ihm aber „als sehr möglich, dass jener ihn oft stutzig gemacht und auf weiteres Nachdenken hingestossen habe, wenn man die angestrichenen und unterstrichenen Stel-[40:]len des (Dorguth'schen) Buches beachtet“. Sein längeres Verweilen bei diesem Schriftsteller findet der Herausgeber namentlich dadurch gerechtfertigt, dass jener Autor „in Feuerbach's Anschauung eine grosse Klasse von denkenden Menschen repräsentierte, denen er gleichwohl den Namen ächter Denker bestritt“. Hiemit ist jedoch keineswegs die umständliche Ausführlichkeit motivirt, mit welcher der Herausgeber seinerseits verfährt. Nur mit Dorguth's Erstlingswerk hat sich Feuerbach befasst, später aber niemals irgend Bezug auf ihn genommen. Falls er diesem die Anregungen zu verdanken gehabt hätte, die der Herausgeber hier muthmaasst, so würde Feuerbach nicht unterlassen haben, derselben etwa in der Art zu gedenken, wie es Kant dem David Hume gegenüber gethan. Ueber die Striche, welche der Herausgeber in Feuerbach's Exemplar des Dorguth'schen Büchleins gefunden, dürfte dessen erster Brief an den Verfasser (Bd. I p. 288 d. Grn. Sammlg.) hinlänglich Aufschluss geben. Was aber die Bedeutung betrifft, welche der Herausgeber in Dorguth's Eigenschaft eines „*philosophischen Empirikers*“ erblickt haben will, so mag dies seine Richtigkeit haben, ist aber für den Einleitungssay völlig nebensächlich und könnte höchstens bei Gelegenheit der Grundsätze der Philosophie der Zukunft und damit zusammenhängender Schriften Feuerbach's zur Sprache kommen. Unzweifelhaft gehört jedoch dieser Erörterung über Dorguth weder die ihr vom Herausgeber gewidmete Breite, noch der Platz, den er ihr in seinem Aufsätze anweist.

Jedenfalls ist der „wunderliche Heilige“ gerade da [41:] heraufbeschworen, wo die, bereits im Abschnitt über Pierre Bayle angelegte und in dem hieran sich schliessenden weitergeführte, Charakteristik Feuerbach's als Religionsforscher nothwendig in die „*Das Wesen des Christenthums*“ betreffende Darstellung hätte hinübergeleitet werden sollen. Ueberschlägt man aber jenen sehr entbehrlichen Abschnitt VII, so erhält man eine zusammenhängende Entwicklung der ersten selbständigen Thätigkeit unseres Philosophen, wie sie ihren entscheidenden Ausdruck in dem bekanntesten seiner Hauptwerke gefunden. Dasselbe ist im Einleitungssay, mit eben so glücklicher wie gewissenhafter Verwerthung der eigenen hierher gehörigen Nachweise des Urhebers in den betreffenden

Vorreden und dessen sonstigen darauf bezüglichen Aphorismen, höchst anschaulich wiedergegeben. Statt von hier aus den weiteren Verlauf der religionswissenschaftlichen Leistungen Feuerbach's zu verfolgen, nimmt der Herausgeber nun zunächst diejenigen Schriften durch, die freilich unmittelbar nach jenem epochemachenden Werke verfasst worden, jedoch Fragen erörtern, welche für Feuerbach selbst nicht auf einer Linie mit den Untersuchungen über Religion standen. Die betreffenden zehn Seiten (p. 108-118) mit ihren häufigen Abschweifungen zu übergehen, hilft wohl die religionswissenschaftlichen Arbeiten in einer Reihe zu überblicken, wobei man bereitwillig anzuerkennen hat, dass dieselben ihrem Hauptgehalte nach treu und ohne störendes Beiwerk wiedergegeben sind. Da man sie jedoch einzeln für sich, ohne nähere Beziehung auf einander, besprochen findet, erfährt man nur aus gelegentlichen Äusserungen und Behauptungen, dass Feuer-[42:]bach erst nach dem „Wesen des Christenthums“ die wahrhafte Grösse seines Berufs in der wissenschaftlichen Behandlung der Religion entfaltet habe. Um in überzeugender Weise darzulegen, dass seine Verdienste erst in der Theogonie den Gipfel der Vollendung erreichen, hätte der Einleitungssatz die sachlich eine gemeinsame Gruppe bildenden Werke in den entsprechenden Zusammenhang bringen sollen, der ihnen bei dem nun eingehaltenen literarhistorischen Pragmatismus unwillkürlich abgeht.

Für Feuerbach ist es bei der Religion nicht nur um eine Theorie, sondern auch, wie es seine Auffassung des Gegenstandes verlangt, um praktische Verwendbarkeit derselben zu thun. Diese Seite seiner Bestrebungen wird im Einleitungssatz erst anlässlich seiner spätesten Schriften eingehend berührt, wodurch der irrige Schein entsteht, als falle die Ethik Feuerbach's in „die Zeit der Leiden“. Dort hat sie sich höchstens in ihrer Haltbarkeit für ihn selber und gegenüber sonstigen die Führung des Lebens betreffenden Lehren bewährt, indem sie zugleich aus der leichten Verhüllung hervortrat, in welcher sie bis dahin seine religionswissenschaftliche Thätigkeit begleitet. Allerdings ist diese Wendung zum Praktischen vom Herausgeber auch schon vor der Besprechung der letzten Periode von Feuerbach's Wirken berücksichtigt, jedoch nur in vereinzelten Bemerkungen, die bei der späteren Erörterung unbenutzt bleiben. Auch ist auf die für diese Richtung von Feuerbach selbst als entscheidend angegebene Schrift vorliegendenfalls kein Bezug genommen. Was ihm die Theogonie hinsichtlich der Religionserklärung, galt ihm nämlich der „*Luther*“ nebst Zusätzen hinsichtlich der aus derselben folgenden [43:] Ergebnisse für die Gestaltung des Praktischen. Freilich hat der Herausgeber diese Abhandlung erwähnt und als klassisch bezeichnet, dieselbe aber nur höchst flüchtig und lediglich von ihrer subjectiv-confessionellen Seite charakterisirt, obwohl es in der gedruckten Vorrede zu der Gesamtausgabe (p. XIII) darüber heisst, jene Schrift sei keinesfalls nur ein „Beitrag“ sondern habe zugleich *selbständige* Bedeutung, indem der Philosoph darin vollständig „abgeschüttelt“ werde und *in den Menschen* aufgehe. Der somit vollständig zur Geltung gebrachte „Mensch“ ist aber der sein *Leben* als ein *wirkliches* und *wahrhaftes* erfassende, und bekanntlich erblickt Feuerbach die welthistorische Bedeutung Luthers gerade darin, „weil er in der Geschichte der christlichen Religion *der erste Mensch* war“. An diese Kernschrift, welche den Ausgangspunkt der Ethik Feuerbach's bildet, knüpft sich auch ein Lieblingsausdruck, den er in vertrauten Gesprächen bezüglich seiner eigenen Thätigkeit, wie er sie in dem hinterlassenen Fragment darstellen wollte (vergl. Bd. II pp. 191, 199, 204 d. Grn. Samml.) zu brauchen pflegte.

[1877: Da ich hier zu Freunden des Verstorbenen rede, zögere ich nicht, diese eben gedachte Bezeichnung auch ausdrücklich namhaft zu machen. „Ich bin Luther II“ pflegte Feuerbach scherzend zu sagen.]

Hiervon abgesehen, gelingt es dem Herausgeber bei der Wiedergabe der späteren Schriften keineswegs, dem Leser einen vollen und deutlichen Einblick in die von ihnen vertretene Ethik zu gewähren. Dabei freilich trägt der fragmentarische Zustand sowohl der Abhandlung im zehnten Bande als auch der unmittelbar an die-[44:]selbe anknüpfenden aus dem Nachlass die meiste Schuld. Beide Male nehmen Untersuchungen über theoretische Fragen aus der Geschichte der

philosophischen Moral einen grösseren Raum ein, als die eigentlich ethischen, deren weitere Ausführung durch eben jene Kritik der von andern Denkern aufgestellten Theoreme vorbereitet war. Nachdem Feuerbach seiner eigenthümlichen Aufgabe vollständig bewusst geworden und sich mit der Schule in den aphoristisch gehaltenen kleineren Schriften (Vorläuf. Thesen z. Ref. d. Philos. und Grundsätze d. Philos. d. Zukunft) abgefunden, widmete er den von dort entstammenden Problemen fortan seine Theilnahme nur, sofern er dieselben für die Zwecke seiner eigenen Lehre verwandbar fand. Wie in der Theogonie und verwandten früheren und nachträglichen Erörterungen die Denkmäler der Kultur und Sitte nebst entsprechenden Urkunden ihm dienen, die Richtigkeit seiner Religionserklärung zu bestätigen, genau so braucht er in dem 1866 gedruckten Bruchstück und in dessen handschriftlich hinterlassenen Ergänzung die früheren Philosophen, um sie gleichsam als unwillkürliche Zeugen für die von ihm verkündeten Wahrheiten auftreten zu lassen. Diese fachphilosophischen Elemente hat der Einleitungssessay in möglichster Breite reproducirt, ohne ihnen jedoch den Werth zu geben, den sie nach dem Standpunkt und der Absicht Feuerbach's haben sollen. Der positive Gehalt seiner Ethik bleibt im Einleitungssessay auf blose Andeutungen beschränkt, welche neben den zünftlichen Auseinandersetzungen nicht zu gehöriger Geltung kommen können. Das allein richtige Verfahren, einen abgerundeten und einheitlichen Begriff vom Ethischen in der [45:] Lehre Feuerbach's zu geben, hat der Herausgeber eigenhändig in seiner Selbstanzeige des zweiten Bandes seiner Publikation in der *Neuen freien Presse* (f. d. 6. Novb. 1874, No. 3663) befolgt. Der Feuilletonartikel belehrt weit besser über die Ethik Feuerbach's als die betreffenden Abschnitte des Einleitungssessay, weil sie dort einfach ihren Grundzügen nach, mit Vermeidung alles Schulgezänkes, referirt ist.

Nicht nur hinsichtlich der ethischen Fragen, auch wo Feuerbach sonst mit den Häuption und Verkündern der deutschen Philosophie seit Kant sich beschäftigt, bringt der Herausgeber möglichst genauen und stets mit besonderem Wohlgefallen abgestatteten Bericht. Wie bedeutsam die betreffenden Debatten auch für die Entwicklung und Gestaltung der Lehre Feuerbach's gewesen sein mögen, hätte für den vorliegenden Zweck eine gedrängte Angabe des Hauptsächlichen genügt. Die Ausführlichkeit aber, welche der Herausgeber bei allen diesen Anlässen entfaltet, lässt eine Vorliebe für das Polemische vermuthen, der hier volle Befriedigung gegönnt zu sein scheint. Denn weit entfernt, sich auf das bei Feuerbach schon Vorhandene zu beschränken, unterstützt der Herausgeber ihn solchenfalls häufig mit Ausfällen im eigenen Namen und nimmt ausserdem hinlänglich die Gelegenheit wahr, auch Richtungen in der Philosophie und sogar der Naturforschung beizukommen, welche mit dem Gegenstande seiner Arbeit entschieden gar nichts zu schaffen haben. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass dieses Verfahren zugleich die unverkennbare Kehrseite der überzeugungsfesten Hingebung bildet, welche den ganzen Essay beseelt. Feuerbach's Grösse [46:] und Bedeutung dürfte jedoch auch ohne jene Schlaglichter auf andere, in ihren Lehren von ihm abweichende, Denker geltend zu machen sein. Ganz unzweifelhaft beeinträchtigt die durchgehend aggressive Haltung des Einleitungssessay die ihm nöthige Objectivität, die um so leichter hätte gewahrt sein können, als der Herausgeber mehrfach andeutet, gewisse darin angeregte Fragen an einem andern Orte näher untersuchen zu wollen. Ebendorthin hätte er seinen hier geführten philosophischen Guerillakrieg verlegen sollen.

Vergessen wir jedoch nicht, dass der Essay selbst nur eine Beigabe zu der übrigen mühevollen und in vieler Beziehung verdienstreichen Arbeit des Herausgebers ist, und dass vielleicht die Nothwendigkeit, den ihm anvertrauten Briefen und Nachlassschriften die baldigste Veröffentlichung zu sichern, die für eine ungestörte Ausführung erforderliche Muße ihm versagte. Alsdann wären die vielen Abschweifungen, welche wir an demselben zu rügen fanden, ein Beweis, wiesehr der Herausgeber seinen eigenen Vortheil den Erfordernissen des ihm eigentlich zugefallenen Auftrages zum Opfer gebracht. Solches erheischt um so grössere Anerkennung, als sein Unternehmen, die

Thätigkeit Feuerbach's in ihrer Gesammtheit ausführlich zu erörtern, nicht nur, wie vorhin bemerkt, die zeitweilige Ungunst äusserer unabänderlicher Verhältnisse gegen sich hat, sondern auch der *erste Versuch* dieser Art ist. Auf Vorgänger gestützt, ist das Richtige nicht so leicht zu verfehlen. Vor Allen werden das diejenigen beherzigen müssen, welche für künftige Lösungen der gleichen Aufgabe an [47:] der Leistung des Herausgebers eine unentbehrliche Vorarbeit zu schätzen haben werden.

Helsingfors, den 10. März 1875.

WILHELM BOLIN.